



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Auf Sizilien : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wer es verbessern will, muß sich planmäßig zu scharfer Beobachtung zwingen; je genauer man eine Sache weiß, desto fester behält man sie. Zu der äußern Herrschaft über den Gegenstand und die Sprache, die ihn ausdrücken soll, muß die geistige kommen, d. h. die Fähigkeit, sich von einer Sache einen vollen Eindruck, ein Bild zu schaffen, und von diesem dann andern durch die geeigneten Worte eine Vorstellung zu geben. Mancher, der spricht, setzt seine Worte wie Mauersteine, und nicht jeder, der hört, nimmt auch schon mit einem oder mit zwei Worten ein lebendiges Bild in sich auf. Die Methode des Verfassers setzt zwar auf einer etwas höhern Stufe ein, aber sie ist elementar und verlangt keine Vorkenntnisse, auch dem einfachsten Manne werden ihre striking items einleuchten. Das aber unterscheidet dieses amerikanische Buch von den andern beiden, durch die man sich ganz von selbst in einen bestimmten Leserkreis versetzt fühlt.

Es sei erlaubt, bei diesem Anlaß auf eine kleine, durch wissenschaftliche Gründlichkeit und Klarheit der Fassung gleich ausgezeichnete Schrift aufmerksam zu machen, die uns lehrt, wie auf den deutschen Theatern gesprochen wird, und wie zwischen örtlich verschiedenen Aussprachen zu wählen ist. Die Aussprache der einzelnen Schauspieler ist während der Vorstellungen phonetisch aufgezeichnet und danach die „Aussprache der deutschen Laute“ dargestellt worden, mit Bemerkungen „über Tempo, Betonung und Tonfall.“ Dem Ganzen ist ein Wörterverzeichnis angegeschlossen. Das von Theodor Siebs herausgegebne Buch: Deutsche Bühnenaussprache (Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn) ist die gemeinsame Arbeit dreier Theaterintendanten und dreier Universitätsprofessoren. Es ist für jeden, der sich mit unsrer Sprache beschäftigt, eigentlich unentbehrlich und kann auch über seinen nächsten Zweck hinaus allgemein nützlich werden. Man streitet oft über die Aussprache eines deutschen Wortes und über das Recht der Dialekte dem Hochdeutschen gegenüber. Nun hat man eine Instanz von einigem Gewicht, zu der jedem der Zutritt frei steht. u. p.



Auf Sizilien

Von Otto Kaemmel

(Fortsetzung)



ür den Nachmittag hatten wir eine Wandrung über die Achradina und durch die Neapolis in Aussicht genommen. Nebeneinander liegen da dürre, mit dürftigem Grase bedeckte steinige Hochflächen und üppige Gärten in den Villen und Latomien, mittelalterliche, frühchristliche, römische und griechische Reste, doch alle diese antiken Bauten sind jetzt verstümmelt, ihres Schmuckes beraubt, zwischen Strauchwerk, Altbäumen, Gärten und Ackerflächen verstreut, in einer ganz länd-

lich gewordenen Umgebung dort, wo einst großstädtisches Leben pulsierte. Zuerst besuchten wir die Villa Vandolina, in der neben andern Protestanten, Deutschen, Engländern und Amerikanern, auch der früh verstorbene Dichter August von Platen sein Grab gefunden hat, als ihn die Sehnsucht nach dem klassischen Süden aus der Heimat, die ihn nicht verstand, hierher geführt hatte. Seit 1869 ziert sein Grab ein Denkstein mit seiner Marmorbüste, der Lorbeer- und palmenbekränzten Lyra, der tragischen und komischen Maske und der Hirtenflöte, dazu die Inschrift: „Dem Dichter August Grafen von Platen, geboren in Ansbach 24. Oktober 1796, gestorben in Syrakus 5. Dezember 1835, errichtet von Freunden und Verehrern 1869.“ Rosen dufteten auf dem Grabe, dessen Marmoreinfassung Palmen und Lorbeeren umgeben und ein hoher Eukalyptus beschattet, ringsum glänzte das dunkelgrüne, glatte Laub der Drangen- und Zitronenbäume, blühten Blumen von seltsamen Formen und leuchtenden Farben. Wir mußten uns fast hüten, unsre Freude an dem einen oder dem andern zu zeigen, denn der gefällige Gärtner (sizilianisch *massajo*), der uns begleitete, brach sofort die Frucht oder die Blume, die wir bewunderten, reife Drangen, duftende Rosen, tiefrote Blüten der „Feuerblume“ (*fuoco*, *Poinzettia*). Wo die Natur so verschwenderisch spendet, thut es auch der Mensch. Die Villa, in der Vertiefung einer Latomie angelegt, gehört jetzt dem Baron Camus. Nicht weit davon liegt die Kirche San Giovanni, ein romanisches Werk von 1182, schon von weitem kenntlich durch das zierliche Rundfenster der Westfassade. Doch interessanter als dieser vielfach umgestaltete und einigermaßen vernachlässigte Bau waren uns die darunter liegenden Katakomben aus den ersten christlichen Jahrhunderten. Sie sind ganz verschieden von den römischen, Gänge durchschnittlich von 2,50 Meter Breite und entsprechender Höhe, dazwischen große Rundsäle. Nichts anderes ist im Grunde auch die unterirdische Kirche des Heiligen Marcianus, des legendarischen Stifters einer christlichen Gemeinde von Syrakus (angeblich um 39 n. Chr.). Jedenfalls ist die ihm geweihte Kirche die älteste der Stadt und vermutlich ihre älteste Kathedrale, erbaut in der Form eines griechischen Kreuzes, als Zentralbau mit drei Apsiden, deren eine die Taufkapelle war; an Stelle der vierten liegt die Treppe. Sarkophage und Inschriften aus diesen Katakomben hat das Museum aufgenommen, Reste von Malereien sind noch an den Wänden erhalten.

Auf einer guten, sich am Abhänge hinunterenkenden Straße erreicht man dann das römische Amphitheater, das links davon in einer natürlichen Vertiefung des Bodens liegt und verhältnismäßig wohl erhalten ist, ein Oval von 70 zu 40 Metern Ausdehnung. Wenige hundert Schritt davon erstreckt sich ein langgedehntes, in Stufen aufgemauertes Oblong von 198 Metern Länge und 23 Metern Breite, der Riesenaltar Hierons II., auf dem die Syrakusaner ihre Hekatomben darbrachten, ein jedenfalls in seiner Art einziges Denkmal hellenischer Götterverehrung. Gegenüber aber auf der nördlichen Seite der Straße öffnet sich einer der größten Steinbrüche von Syrakus, die Latomia del Paradiso zwischen 30 bis 40 Meter hohen senkrechten Kalkfelswänden, die teilweise dichter Ephyen bekleidet, in dem feuchten Grunde ein üppiger

Drangenhain. Auf der linken Seite zieht sich in der Gestalt eines S das echoberühmte „Ohr des Dionysios“ hinter dem anstoßenden Theater in die Felswand hinein, und obwohl der Name erst aus dem siebzehnten Jahrhundert stammt, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß es mit einem Palaste des Tyrannen über dem Theater in Verbindung stand und als Gefängnis diente. Jedenfalls ist das Echo erstaunlich. Als unser kleiner Führer mit seiner Knabenstimme deutlich, aber in gewöhnlicher Stärke unten auf dem Boden die Worte sagte: Addio Dionisio! so klang jede Silbe mit mächtigem Schalle an der Wölbung wieder, und ein Pistolenschuß hallt wie rollender Donner.

Die Sonne war schon untergegangen, aber bei dem klaren Himmel war es noch völlig hell, als wir das griechische Theater betraten, eines der besterhaltenen, die es giebt, obwohl das Bühnengebäude fast völlig verschwunden ist. Von den 60 bis 62 Sitzreihen, die es gehabt haben mag, sind noch 46 vorhanden, denn sie sind in den harten Kalkstein des Bergabhanges gearbeitet, nur die untersten waren mit Marmor bekleidet; noch sieht man auch die Namen der fürstlichen Persönlichkeiten, nach denen die einzelnen der neun „Reile“ (Abteilungen des Zuschauerraums) benannt wurden. Vor diesen Sitzreihen oder wenigstens an dieser Stelle sind 472 v. Chr. die Perfer von Aeschylus über die Bühne gegangen, denn das Theater mag schon im fünften Jahrhundert vorhanden gewesen sein, obgleich es seine Vollendung erst unter Hieron II. erhalten hat. Jetzt wuchert Gras und Gestrüpp auf dem Boden der Orchestra, und auf der Stelle des ehemaligen Bühnengebäudes, droben über dem obersten Umgange liegt ein weißes Bauernhaus, unten eine Mühle. Von oben klang das Rauschen der uralten Wasserleitung des Anapos, die an der Ostseite des Theaters vorüberführt und in einem Aquädukt aus der Zeit Karls V. auf hohen Bogen die Straße überschreitet, um nach der Achradina weiter zu ziehn. Sonst war es ganz still. Im Westen stand das purpurne Abendrot, im Osten stieg die goldne Mondfichel empor, und aus der Inselstadt jenseits der baumbesetzten Niederung blitzten auf dem dunkeln Hintergrunde des weiten Meeres die elektrischen Lichter auf. Schweigend, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, wanderten wir im Mondlicht zwischen Gartenmauern und über öde Weideflächen zu der stillen Villa Politi zurück. An den Felsen der Küste tief unten rollte die weiße Brandung, und halb im hellen silbernen Lichte, halb im tiefen Schatten lagen der Garten und die Latomia der Kapuziner.

Zur Kenntniss von Syrakus gehört auch eine Fahrt über den Großen Hafen und den Anapos hinauf. Die Syrakusaner betonen, den lateinischen und italienischen Accentgesetzen zuwider, nach griechischer Weise den Namen Anapo auf der ersten Silbe, und altgriechische Tradition mag auch noch unbewußt in dem hohen Vordersteden und der bunten Bemalung der schlanken Boote fortleben, besonders in dem niemals fehlenden Auge zu beiden Seiten des Buges, das offenbar den immer als Augen gestalteten Ankerklüsen der altgriechischen Kriegsschiffe nachgebildet ist, obwohl es an den heutigen Booten

keinen praktischen Zweck mehr hat. Ein solches Boot mit zwei bronzefarbenen Ruderen nahm uns an dem kleinen Hafen auf und führte uns durch einen breiten Kanal zwischen größern und kleinern Küstenschiffen hindurch in das weite Mund des Großen Hafens hinaus. Erst wenn man auf ihm schwimmt, sieht man recht, wie ausgedehnt er ist; ganze Flotten hat er gefaßt und könnte er heute noch fassen, aber wie unser Salvatore resigniert sagte: „Unsre ganze Ausfuhr besteht aus Citronen und Johannisbrot.“ Auch die syrakusanischen Galeeren sind verschwunden, und nur drei englische Kriegsschiffe, die am Morgen oder am Abend vorher hier eingelaufen waren — das eine hatte ich im Morgenrauen vor dem Hafen gesehen — brachten die alte Bedeutung des herrlichen Beckens noch zur Geltung.

Eine frische Brise von Osten kräufelte die blaue Wasserfläche zu tausend glitzernden Wellen, und am flachen Sandstrande der Anapostmündung stand eine so starke Brandung, daß sich das Boot, auf und ab gehoben von den langen heranrollenden Wogen, nur mühsam durcharbeiten konnte, um in den Anapos oder vielmehr in den Anapostkanal einzulaufen. Denn der unterste Teil des Flusses ist jetzt kanalisiert, das alte gewundene Bett bleibt weiter nördlich. Der schmale Kanal verläuft ziemlich gradlinig zwischen hohen Dämmen unter einer großen Straßenbrücke durch bis zu einem gemauerten Steindamme an der Eisenbahnbrücke, der nur zwei niedrige Durchlässe für das Wasser hat, denn hier zweigt der Kanal vom Flusse ab, und hier mündet in diesen von Süden her die alte Rhane (Ciani). Rechts von uns (nördlich) breitete sich eine weite Ebene, links erhoben sich auf flacher Anhöhe die beiden einsamen Säulen, die von dem großen Tempel des olympischen Zeus aus dem siebenten Jahrhundert v. Chr. einzig noch übrig sind, dazwischen eine mächtige Platanee.

Hier mußten wir ein andres Boot besteigen, und nun ging es in die Rhane hinein. Eine wunderfame, in ihrer Art einzige Fahrt auf dem schmalen, aber tiefen und klaren Wasserarm in zahllosen Windungen aufwärts zwischen niedrigem Schilf und den hohen dunkelgrünen Wänden der schlanken Papyrusstauden, deren zierliche palmwipfelartige Wedel bald tief auf das stille Wasser herniederhängen, bald auf dreikantigen glatten Stengeln, die unten die Stärke eines Kinderarms erreichen, bis sechs Meter Höhe aufsteigen und leise rauschend uns über dem Kopfe nickten. Erst durch die Ptolemäer sind sie aus Ägypten hergekommen, und die Rhane ist die einzige Stelle in Europa, wo der Papyrus wild wächst. Mit komischer Würde belehrte uns inzwischen Salvatore, einen Stengel abschneidend und in dünne Schichten zerspaltend, wie die Alten aus diesem weichen schneeweißen Mark ihr Schreibmaterial angefertigt hätten. Wo sich zwischen den Papyruswänden dann und wann eine Lücke öffnete, bot sich ein weiter Blick ins Land hinaus, über die Ebene weg nach den Epipolä, die wie eine lange, graue Felsmauer im Norden den Horizont begrenzen, in der Mitte kahl und öde, links den Curyalos, rechts weiße Gehöfte zwischen grünen Baumpflanzungen. Darüber standen die Hybläischen Berge und der lichtblaue Regal des Ätna. So gelangten wir in einer guten Stunde von der

Anapozmündung bis zu der sogenannten Quelle der Nyane, dem Pisma. Es ist ein fast kreisrundes Wasserbecken, rings von Papyrus und Schilf umgeben, klar und bis elf Meter tief; aber bis an die stille Oberfläche wuchern die Wasserpflanzen vom Grunde herauf. Das war so recht ein Ort für die griechische Mythe, nach der sich hier fern von den Menschen Pluto mit der geraubten Proserpina den Zugang zur Unterwelt öffnete, und sich die Nymphe Nyane, da sie ihn nicht hindern konnte, still in Thränen auflöste. Ringsum breiteten sich ehemals Sümpfe aus, sie sind längst in Ackerland verwandelt; Herden brauner langwolliger Schafe weideten auf den abgeernteten Feldern, und dichter, graugelber Qualm stieg an vielen Stellen zum klaren Himmel empor, denn eifrig waren ringsum Leute beschäftigt, unnützes Wurzelwerk und Stroh in meilerartig geschichteten Haufen zu verbrennen, um nach sizilianischem Brauche mit der Asche die Felder zu düngen. Aber man hörte kaum einen Laut, es war traumhaft still.

Auf dem Rückwege begegneten wir mehreren Booten, an denen wir nur eben vorbeikamen, und wieder im Großen Hafen angelangt ließen wir uns noch zu den englischen Kriegsschiffen hinüberrudern, die etwa in der Mitte des Beckens vor Anker lagen, die ersten britischen, die ich überhaupt sah. Das waren sie also, die gefürchteten *men of war*, die Herren des Weltmeeres! Und stattlich genug nahmen sie sich aus. Zwei mächtige Schlachtschiffe lagen nebeneinander, die „*Ramillies*“ mit der Admiralsflagge, in einiger Entfernung davon nach dem Lande zu ein großer Kreuzer, alle schwarz, mit hellgestrichnen Schornsteinen und Gesechtmasten, verhältnismäßig niedrig, aber mit Panzertürmen und langen Schnellfeuergeschützen armiert; die weißgekleideten Leute waren eifrig mit Putzen und Scheuern beschäftigt. Auch zwei höhere Offiziere des Geschwaders, die am Nachmittag nach der Villa Politi kamen und sich dort beiläufig sehr zuversichtlich über den schließlichen Erfolg des südafrikanischen Krieges aussprachen — Engländer empfanden dieses Bedürfnis damals gerade besonders lebhaft —, machten einen sehr günstigen Eindruck.

Am späten Nachmittage trieb es mich nochmals nach der Inselstadt, nach der schönen *Passeggiata Uretusa* am Großen Hafen hoch über dem Wasserspiegel und den schattigen Baumgängen des *Toro Vittorio Emanuele* am Strande. Behaglich plaudernd ergingen sich hier die Syrakusaner angesichts der sinkenden Sonne und des englischen Geschwaders, Boote fuhren zwischen den Kriegsschiffen und dem Gestade hin und her, Offiziere kamen an Land. Und nun die wunderbare Beleuchtung! Lichteffekte dieser Art muß Lord Byron im Auge gehabt haben, wenn er im Manfred den herbeieilenden Geist sagen läßt:

Sterblicher, auf deinen Ruf
Komm ich aus dem Wolkensaale,
Den der Abendhauch erschuf,
Goldroth vom Sonnenstrahle,
Aus Azur und aus Karmin
Mir gewebt zum Balbadin.

In dunkelm Violettblau standen die fernen Höhenzüge unter dem rotgoldnen Abendhimmel, und über den schon in Schatten gesunkenen grauen Uferlinien, darüber hellblau, von einer leichten weißen Rauchwolke gekrönt, der Atna; dazwischen lag wie ein matter Silberpiegel die Fläche des Großen Hafens mit den schwarzen Rümpfen der englischen Kriegsschiffe, die soeben in elektrischem Licht zu strahlen begannen.

Wenn wir sie wirklich einmal als Feinde uns gegenüber haben sollten, es würde doch keine leichte Arbeit sein. Andererseits hat der Gedanke eines deutsch-angelsächsischen Bündnisses etwas Verlockendes, denn es würde die Welt beherrschen, nur daß sich leider die Angelsachsen den Löwenanteil nehmen und uns Deutschen den Anteil des Fuchses mitsamt der Hauptarbeit gegen Rußland und Frankreich lassen würden. Und darum geht es nicht!

Was haben solche Betrachtungen mit Syrakus zu thun? Nichts und doch viel. Diese Kriegsschiffe gehörten zum Maltageschwader, von Malta aus beherrschen die Engländer das Mittelmeer und damit die kürzeste Hochstraße zur See nach Süd- und Ostasien. Sie fühlen sich zu Hause hier wie in allen Erdteilen. Syrakus betrachten die auf Malta angesiedelten Familien gern als Frühlingstation, und die Häuser der Familie Politi, die Villa Politi und die ältere Casa Politi auf der Insel, sind nicht zum wenigsten durch sie emporgelommen. Augenblicklich dominierten freilich in der Villa die Deutschen, denn wir waren an diesem Abend die einzigen Gäste und fühlten uns wie zu Hause am Tische der Landsmännin in diesen schönen luftigen Räumen unter dem Silberlichte des Mondes und dem dunkeln Himmel über der leise wogenden Flut der weiten See.

Auf den Rat der Signora Politi unternahmen wir am nächsten Morgen noch eine Fahrt an der Küste der Akradina hin. Von Osten langsam heranrollend hoben und senkten die Wogen des blauen Ionischen Meeres unser Boot, sie sprangen gegen die Klippen und die graugelben Felswände und rauschten in zahllosen weißen Sturzbächen wieder herab. Schroff steigen die Felsen unmittelbar aus der See empor, von Luft, Wind und Wasser zerklüftet und zerragt, sodaß sie aussehen bald wie ungeheure Schwämme, bald wie bedeckt mit dichtem, dickem, verschlungnem Wurzelwerk. Kein Baum, kein Strauch, nicht einmal Gestrüpp haftet daran; nur hoch oben zeigt sich hier eine Telegraphenstange der Eisenbahn, dort ein einsames Haus oder ein Rest der antiken Umfassungsmauer, die diese unersteigliche Küste vollends unersteiglich machte. Hier und da führt eine Grotte tief hinein, von oben hängt es in Bogen und Zacken wie Tropfsteine herab, unten leuchtet grün die kristallne Flut, durchsichtig bis zum Grunde, und schäumt empor an den Wänden, die sich zackig hintereinander schieben wie die Kulissen einer Bühne. Solche Grotten dachte sich Homer als Wohnungen der Nymphen, so malt Böcklin die See im „Spiel der Wellen.“ Ein Spiel der Wellen schaukelten wir selbst vorüber an den „Zwei Brüdern“ (due Fratelli), zwei zerklüfteten zackigen Felseninseln dicht an der Küste, bis in die Nähe des Kap's Panagia, bis sich vor uns die Bucht von Megara auf-

that, das weißleuchtende Augusta und der ragende Ätna. Heißer brannte die Sonne, und ihre Lichter blitzten wie Sterne auf der bewegten Flut, als wir mit dem Winde zurückfuhren.

3. Taormina

Wenig Stunden später reisten wir, von Salvatore dienstfertig bis in den Wagen des Sitzzugs begleitet, nach Taormina ab, benutzten also bis Bicocca vor Catania dieselbe Linie, die uns hergeführt hatte. Dort traten wir in den Bereich des Ätna, und mit einem Schlage änderte sich das Landschaftsbild. Die weite Ebene von Catania und die kahlen langgedehnten Fels Höhen von Syrakus waren verschwunden, und statt des Kalkgebirges umgab uns eine vulkanische Landschaft. Bei Catania, einer schönen, ganz modernen Stadt, haben sich die kolossalen Lavaströme des Ausbruchs von 1669, des furchtbarsten von allen, bis an und in das Meer gewälzt. Jetzt liegen sie in Kilometerbreite da als schwarze oder schwarzgraue Massen, in den wunderlichsten und bizarrsten Formen, bald wie große Haufen kugliger Körper, bald wie ausgegoffener, gewundner Teig, als wenn hier ein Riesenbäcker für Riesen Niesentorten hätte formen wollen, bald wie zackige zerrissene Felskämme. Zwischen hohen schwarzen Lavawänden rollt der Zug lange Strecken hin, schwarz sind die Wege, schwarz die Gartenmauern, schwarz die Häuser, denn in dieser Gegend ist alles aus Lava gebaut. Aber über diesen unheimlichen Spuren einer unbezähmbaren Naturgewalt sproßt eine üppige Vegetation; mitten zwischen Lavablöcken prangen dunkelgrüne Drangengärten und reiche Weinberge, und als die Bahn höher stieg nach *Mai reale* hinauf, da dehnten sich rechts und links wahre Wälder von Orangen und Zitronen bis hoch an die Flanken des Vulkans, weiße Landhäuser dazwischen. Tief unten wogte endlos das blaue Meer hinter einem breiten reich angebauten Vorlande, gelegentlich kleine Felsinseln umspülend, wie die Insel bei *Ciclopi*, die einst der geblendete Polyphem dem listigen Odysseus nachwarf, und als wir vor Mangano abermals durch einen breiten Lavastrom hindurchgefahren waren, zeigte sich der Ätna zur Linken in veränderter Gestalt als ein breiter, dreigipfliger Keel, der Hauptkrater in der Mitte, zwei kleinere auf beiden Seiten, vor uns aber stiegen die zackigen Formen der Kalkberge bei Taormina auf.

Es war schon dunkel, als wir an der Station Giardini unten am schmalen Strande ausstiegen und die vielgewundene schöne Straße nach dem Hotel *Castello a Mare* hinauffuhren.

Castello a Mare, Schloß am Meer! Niemals ist ein Name zutreffender gewesen. Hoch oben gerade auf dem Kap Taormina liegt das einfache Haus, über und inmitten von Vignen und Baumgärten, etwa 100 Meter fast senkrecht über der See, weithinschauend über die malerische Felsküste, den Ätna und das stahlblaue Meer. Ein tiefes Orange auf lichthem Blau kündigte am nächsten Morgen im Osten über dem Seehorizont den Sonnenaufgang an, und über den halben Himmel hinweg streckten sich, rotgolden angehaucht, leichte

schmale Wolkenstreifen; das war sie, Homers *ροδοδάκτυλος ἥώς*, die rosenfingrige Gös! Noch lag die Küstenlandschaft in eigentümlich stumpfer Beleuchtung, ohne Abstufung von Licht und Schatten, dann aber begann das Haupt des Atna rosig zu glühen, und endlich trat er vor in goldner, blendender Herrlichkeit, Phoebos Apollon, und seine Strahlen übergossen alles mit hellen Farben. *Ἄκτις ἀελίου, τὸ κάλλιστον φάος* — Strahl des Helios, schönstes Licht! Und welches Bild von der Aussichtsterrasse im Mittagsglanze! Bei einem solchen Anblick hat Goethe an dieser Küste die Verse für seine Naufikaa gebichtet:

Ein weißer Glanz liegt über Land und Meer.
Und duftig schwebt der Äther ohne Wolken.

Fast senkrecht unter uns lag das kahle, weit vorspringende grauweiße Kap Sant' Andrea und das gleichnamige Felseninselchen, oben etwas bewachsen und mit den Trümmern eines Wartturms gekrönt, mit dem Lande nur durch einen schmalen Sandstreifen verbunden, über den von beiden Seiten die Wellen brandeten, sich einander gegenseitig brechend; nach Norden zu der steile Abfall des zackigen Küstengebirges bis Sant' Alessio hin, hier nackt und grau, dort mit grünen Baum- und Weingärten bedeckt und mit weißen Gehöften übersät, unten der helle, flache Sandstrand, und weit im Nordosten als langer Gebirgszug die hohe Küste Kalabriens; nach Südwesten über der kleinen Stadt zunächst der Theaterhügel mit der Signalstation (Telegrafo) auf dem Gipfel, weiter landeinwärts steile Wände, Mola, das Kastell von Taormina und die Einsiedelei von Santa Maria della Rocca hoch oben, tief unten die Häuser von Giardini, und nun Küstenvorsprung hinter Küstenvorsprung, Halbinsel hinter Halbinsel bis gegen Catania hin. Rechts, den ganzen Süd- und Südosthorizont erfüllend, dehnte sich grenzenlos die blaue See, und über Meer und Land stieg alles beherrschend, in einer Majestät und Massigkeit, die kein Bild wiedergiebt, bis 3300 Meter Höhe der breite Keel des Atna empor.

Er bot in diesen Tagen ein immer wechselndes Schauspiel. Gegen Mittag hüllte er sich einmal in einen dunkelblaugrauen Wolkenmantel, allmählich überzog von Westen her dichtes Gewölk den ganzen Himmel, im Südhorizont begannen die grauen Regenschleier auf das Meer herniederzuhängen, indem sie sich immer weiter nach Osten schoben, flammende Blitze zuckten, der Donner rollte hoch in der Luft, und das Meer begann dumpf zu rauschen. Dann goß „unendlicher Regen herab,“ „von den Bergen stürzten die Quellen,“ in wenig Minuten war die Straße in einen Gießbach verwandelt, doch das dürstende Erdreich sog begierig das erquickende Himmelsnaß ein, und fast sichtbar belebten sich Sträucher und Bäume. Schnell rauschte die Flut vorüber, das Gewitter zog unter fernem Grollen nach Osten ab, am Abend kämpfte der Mond schon mit den Wolken, und gegen neun Uhr funkelten einzelne Sterne. Am nächsten Morgen aber war der Himmel wieder völlig klar, die Luft durchsichtig rein, der Atna trug bis tief herab einen weißen Schneemantel, den die aufsteigende Sonne mit einem rosigen Hauche über-

goß, und unten säumte die wogende See vor dem wieder nach Osten herumgegangnen Winde den Strand mit einem breiten Silberstreifen. Das prachtvollste Schauspiel entfaltete sich, als wir am Nachmittag oben im antiken Theater waren. Die Sonne sank gerade hinter dem Atna. Sobald sie verschwunden war, hüllte sich der riesige Berg in ein dunkles Blau. Die niedrige weiße Rauchwolke, die wie ein Kranz um den breiten Krater lag, verwandelte sich zuerst in eine Silberkrone, dann in eine wallende, rotgoldne Feuerkrone, und an den Seiten, da, wo Fumarolen aufstiegen, glühte es wie dunkelrote Riesenfackeln. Die kalabrische Küste aber stand noch im rosigen Abendlicht, bis sich der Schatten des Atnafegels über das Meer zu verbreiten begann und an den kalabrischen Bergen dunkel emporsteigend alles umhüllte. Doch wie vermag die Feder zu schildern, wo kaum der Pinsel des Malers nachkommen könnte!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Verschiednes vom Gelde. Vom Gelde hört und liest man ja immer gern, besonders wenn man keins hat. Die Verfasser von Schriften über diesen beliebten Gegenstand haben es also gar nicht nötig, gelobt zu werden, sie brauchen bloß zu insinieren. Wohl aber hätte das Publikum einen Ratgeber nötig, wenn nicht gute Ratsschläge bloß zu dem Zweck gegeben würden, daß sie nicht befolgt werden. Zufällig sind auf unserm Büchertische zwei kleine Schriften nebeneinander geraten, von denen die eine ein Muster schädlicher und unsinniger Agitation, die andre ein Muster solider Forschungsarbeit ist. Josef Beckmann denunziert in seiner Broschüre Was ist uns Geld, eine Studie über die kapitalistische Wirtschaft der Gegenwart (J. Beckmann, Wien, 1899) das Geld und seine angebliche Tochter, das Kapital, als die Urheber aller sozialen Übel. Von der Unklarheit und Verwirrung, mit der die Begriffe Geld, Kapital, internationales Kapital gehandhabt werden, kann einem, der weiß, was diese Worte in jedem Fall zu bedeuten haben, geradezu übel werden. Leider sind aber die Leute, die das keineswegs wissen, immer noch in der Mehrzahl, und da die Broschüre hübsch und anziehend, scheinbar sogar klar und überzeugend geschrieben ist, so wird sie viel dazu beitragen, die ohnehin vorhandne Verwirrung zu steigern, und den Haß gegen den „schmarozenden“ Kaufmannsstand, gegen alle Rentner und gegen jeden, der als Vertreter des „internationalen“ Kapitals denunziert werden kann, zu schüren. Es wird zwar nichts nützen, aber wir wollen doch noch einmal die gar nicht so schwer zu erkennende Tatsache hervorheben, daß nicht bloß Arbeit im allgemeinen, sondern eine ganze Kette von geistigen und körperlichen Arbeiten dazu nötig ist, Kaffee und Kakao bis in die Läden unsrer deutschen Krämer zu schaffen und den Verzehrern pfund- oder lotweise einzuhändigen, daß daher die Groß- und die Kleinhändler keineswegs Schmarozker, sondern nützliche und — sofern wir ihre Waren nicht entbehren wollen oder können — unentbehrliche Arbeiter, ja sogar Produzenten sind, weil Kaffee und